



Das Tal von Geroldsau mit Pottascheofen

Alter Stich von Herzberg, Augsburg

Die Pottasche-Siederei im Oostal

Von Margot Fuß, Baden-Baden

Ein gänzlich vergessenes Gewerbe, im Oostal, in Baden-Baden und in seinen von Hochwald umgebenen Ortsteilen Beuern und Geroldsau, ist die Pottasche-Siederei, die ohne Hinterlassung irgendwelcher Überbleibsel restlos verschwunden ist. Niemand weiß mehr etwas von diesem durch Jahrhunderte Arbeit und kärgliches Brot gebenden Gewerbe; von den Arbeitsgeräten ist keine Spur mehr erhalten.

Als ich bei meinem Quellenstudium zum erstenmal auf das seltsam geschriebene Wort „Bodasch-Siedide“ stieß, kam es mir gänzlich unleserlich vor, und ich fürchtete, es nie entziffern zu können. Da man früher keine allgemein gültige Schreibweise kannte, und

jeder Gemeinde- oder Ratschreiber mehr oder minder orthographisch fehlerhaft und von starkem Dialekt durchsetzt schrieb, so wie er sprach, so blieb es nicht aus, daß das komische Wort wieder auftauchte, diesmal hieß es „Potasch-SüdHüth“, dann „Aschhithe“, „Bothaschhitte“ und endlich „Pottasch-Siederey“. Langsam lichtete sich das Dunkel und das Stichwort war gefunden.

Wer brauchte Pottasche?

Seit Entdeckung der Kali-Vorkommen braucht niemand mehr Pottasche, von der wir wissen, daß sie schon im frühen Mittelalter, wahrscheinlich noch viel früher, allgemein bereitet wurde, da sie unentbehrlich

war zur Glasherstellung, für Färbereien, Seifensiedereien, Apotheken. Im bäuerlichen Leben diente sie — unkalziniert — zum Düngen der Felder und Matten (statt heute Kali) und zum Wäschewaschen. Aus dem Jahre 1806 ist bekannt, daß in der mittleren Markgrafschaft Baden — etwa Oos- und Murgtal umfassend — aus 10 000 Haushaltungen jährlich ungefähr 150 000 Simmere (altes Hohlmaß für Getreide, etwa 22 Liter fassend) Asche anfielen, die in der Gaggenauer Glashütte, den 10 Seifensiedereien, 11 Färbereien und 7 Apotheken dieses Gebietes verwendet wurden. Zeitweise war der Bedarf größer als der Anfall, so daß Ausfuhrverbote in andere Teile des Landes strengstens durchgeführt wurden.

Wir sehen, welch wichtiger Zweig einheimischer Industrie, um dieses moderne Wort zu gebrauchen, diese Pottaschesiederei war.

Die Aschenbrenner verwüsten den Wald

Es war klar, daß die aus den Haushaltungen anfallende Menge Asche aus Öfen und Herden — wichtige „Lieferanten“ waren die fürstlichen Schlösser mit ihren vielen Heizungen —, bei weitem nicht ausreichte, obwohl tüchtige Ashensammler ständig systematisch das Land durchfuhren und jedes bißchen Asche aufkauften.

Während bereits aus dem Mittelalter Verordnungen zur Regelung des Aschenbrennens im Wald bekannt sind, ist das Jahr 1715 als Beginn der Aschenbrennerei im Baden-Badener Wald ermittelt worden. Die großen Schäden, die verursacht wurden, hatten zur Folge, daß die Aschenbrennerei schon 1731 offiziell wieder verboten wurde. Kein Wunder. Es wurden damals einfach Bäume ein Stück über der Erde angebohrt und angezündet, so daß sie als Fackeln oftmals Waldbrände verursachten. Auch verbrannte alles Unterholz die düngende Laubdecke auf dem Boden, und die Schäden waren ungeheuer. Ein Gesetz von 1753 verbietet das Brennen

bei Strafe der Auspeitschung. Noch heute erinnern Namen wie „Aschöfelewiese“ und „Aschenmatte“ vielleicht an jene Tage.

Aus dem Walde vertrieben, mußten sich die Aschenbrenner nun im Dorf ihre Asche besorgen, und ein Kupferstich des Geroldsauer Tales von etwa 1830 zeigt vielleicht — ich sage ausdrücklich vielleicht, denn es ist zunächst nur eine Vermutung —, wie die Öfen aussahen, in denen nun die Asche „industriell“ hergestellt wurde. Wir sehen neben einem Bauernhaus am Eingang des Geroldsauer Tales einen niederen gemauerten Ofen mit breitem cylindrischem Oberbau und großer Öffnung oben, ziemlich hoch, damit der Rauch nicht zu sehr störte. Die einzige Feuerungstüre diente u. U. zum Einschieben der Holzscheite und dem späteren Herauskratzen der Asche.

Hinter dem von Holzbeugen umgebenen Ofen steht die Siedhütte.

Es ist allerdings auch möglich, daß es sich bei diesem Ofen um einen Teerofen handelt, der in beschriebener Form von St. Peter auf einem Gemälde Victor Puhonnys überliefert ist. Auch nennt J. L. Klüber 1810 in seiner „Beschreibung von Baden bei Rastatt“ einen „Theerofen mit der hohen Dampfsäule“, der am Eingang des Geroldsauer Tales die lange Reihe einzelner Häuser „thurmartig“ eröffnet.

Die Bezeichnung „thurmartig“ allerdings paßt wenig zu dem Ofen auf dem beigegebenen Stich, so daß er vielleicht doch zum Aschebrennen verwendet wurde.

Züher, Stößel und Waage

Als im Jahre 1800 K. F. V. Jägerschmid seine Naturgeschichte des Murgtales herausgab, ahnte er auch nicht, wie wertvoll seine darin enthaltenen Schilderungen der damals üblichen Gewerbe der Kohlenbrenner, Flößer, Pottaschesieder und anderer einmal sein würde. Was damals selbstverständlich war, ist heute Forschungsobjekt.

Er erklärt nun ganz ausführlich, wie die Asche, aus verschiedenen Holzarten verschiedenen kalihaltig, in Holzzubern ausgelaugt, eingedickt bis zu einer schwärzlichen Masse, dann im Kalzinierofen bis zu weißlicher, harter Masse gebrannt wurde, die dann aus dem Kessel (Pott, daher der Name) herausgeklopft werden mußte.

Er nennt auch erstmals eine Pottaschesiederei in Baden = Baden-Baden. Ein späterer Bericht von 1806 nennt sogar die Namen der Siedler, und so erfahren wir, daß Michael Bauer in Baden, in Beuern, damals selbständige Gemeinde, heute Vorort Lichtental, Josef Ihle, Josef Schütz und Ignaz Kamm Pottasche-Siedereien betrieben.

Da es nur noch in Bühl, Hörden, Rotenfels und Michelbach je einen Sieder gab, ist zu ersehen, welch wichtiger Erwerbszweig dies gerade für das Oostal war.

Josef Schütz besaß seine Siedhütte am Eingang des Haimbachtales, einem Nebentälchen der Oos in Beuern, bis 1835, wo seine Tochter Maria Anna Seitz das Grundstück an den aus Staufenberg „eingewanderten“ Metzgermeister Johann Martin Neß verkaufte, nachdem sie die Hütte hatte abbrechen lassen.

Die anderen Hütten konnte ich noch nicht nachweisen, außer wir nehmen an, daß das Geroldsauer Bild eine solche darstellt.

Daß aber die Brüder Thirian um 1817 anstelle der abgegangenen St.-Wolfgangskapelle nahe der heutigen Aubrücke zu ihrem neuen Wohnhaus eine Pottaschesiederei

betrieben, wird zusammen mit der interessanten Geschichte dieser Kapelle demnächst in Einzelheiten publiziert werden können. In den Verkaufsverträgen sind die Einrichtungsgegenstände in den Siedhütten aufgezählt. Es sind dies „Züber, Stößel, Waag und Gewicht“.

Der Baden-Badener Pottasch-Sieder Michael Bauer aber war ein vielseitiger Mann. Nachdem er seine Gerberei „am Graben“ 1809 verkauft hatte, erwarb er von der Spitalschaffney einen Teil der Altmatte, die einst von der Aubrücke bis zur Kettenbrücke reichte, und baute sich „beim Falkenbächlein neben der Kunzenbacher Brück“ ein neues Haus, in dem er Pottaschesiederei, Lichterzieherei und — Bierbrauerei betrieb. Als er kinderlos starb, wurde lediglich die Brauerei weiterbetrieben, bis später Geheimrat Dr. Aug. Lydtin das Anwesen erwarb, umbaute und der neuen Straße hinter dem Haus seinen Namen gab. Das Haus an der Kettenbrücke aber ist in seinen Grundzügen dasselbe, in dem einst Michael Bauer siedete und braute.

Quellen und Schrifttum:

Grundbücher (Contraktenbücher) der Stadt Baden-Baden und der Gemeinde Beuern (heute Stadtteil Lichtental).

J. L. Klüber, „Beschreibung von Baden bei Rastatt“, Cotta 1810.

K. F. J. Jägerschmid, „Das Murgthal“, Nürnberg 1800.

Fr. Oltmanns, „Das Pflanzenleben des Schwarzwalds“, Freiburg 1927.

Th. Humpert, „Die Gaggenauer Glashütte“, Ortenau 1927.

Schwarzwälder Waldglas

Entstehung und Bedeutung der Glashütten

Von Joseph L. Wohleb†, Freiburg i. Br.

Mit „Glas“ zusammengesetzte Flurbezeichnungen sind im Schwarzwald, wie in allen Waldgebieten Europas, häufig. Bis vor hundert Jahren ließ sich Glas nur mit Holz herstellen, mit viel Holz. Am billigsten erfolgte die Herstellung also im Wald selbst oder in dessen unmittelbarer Nähe.

Wenngleich in verschiedenen Teilen des Schwarzwaldes Glashütten bestanden, ist doch die Zahl nie so groß, daß sich die Hütten Konkurrenz machen und die Märkte und Absatzstätten verderben. Man hat den Eindruck, als habe eine natürliche Streuung die Zahl der Hütten ständig reguliert; eine Neusiedlung entsteht zumeist nur dann, wenn anderswo, in weitem Umkreis, ein Hüttenbetrieb eingestellt wird.

Daß die Herrschaften, die weltlichen und die geistlichen, völlig unerschlossene Waldräume dem Glasmacher freigaben, war nahelegend. An Jagdrevieren, wozu sich diese Räume allenfalls noch geeignet hätten, herrschte kein Mangel, und was konnte, vom großen Bedarf der Bergwerksgebiete abgesehen, sonst mit solchen Wäldern geschehen, wollte man aus ihnen Nutzen ziehen? Und das wollte man doch schließlich und verständlicherweise!

Da war einmal der Köhler. Sein Gewerbe ließe sich wohl am richtigsten als Familienkleinbetrieb bezeichnen. Und dieser Umstand zwang, sich nicht allzu weit von den gangbaren Verkehrswegen zu entfernen. Sonst mochten die Einsamkeit, die überprimitive Lebenshaltung, der Antransport der Lebensmittel und der Abtransport der Kohle zu unüberschaubar werden.

Etwas bessere Voraussetzungen bestanden für den Harzer. Er war nicht völlig ortsgebunden. Er geisterte durch den Wald,

schlitzte mit seinem scharfen Harzmesser die dicke Baumrinde auf, stellte unter die blutende Wunde den Harzkübel und wandte sich der nächsten „Harzfichte“ zu. An den folgenden Tagen kam er wieder. Er schob sein Harzwägelchen vor sich her, holte die vollen Kübel und stellte leere unter. Bis eines Tages das Kübelchen leer blieb und der Baum ausgeblutet war. Nicht lange, so starb er ab und blieb als Baumruine stehen. Schließlich fielte ihn der Sturm. Das Holz verfaulte am Boden.

Der Arbeitsablauf gestattete den Harzern, in kleinen Siedlungen beisammenzuwohnen und die Scholle sich nutzbar zu machen. Die „Harzerhäuser“, die wir da und dort finden, liegen zwar auf kargen Böden, immerhin bilden sie indes eine Kleinsiedlung.

Daß der Harzer den Wald verwüstete und nicht irgendwie sinnvoll nutzte, wußte man zu allen Zeiten. Man duldete ihn nur als notwendiges Übel.

Sinnvoller wurde die Waldnutzung da, wo sich Flößerei ermöglichen ließ. Für sie scheute der Unternehmer keine Mühe. Konnte er, wie auf den Gebirgsbächen zumeist, keine Stämme transportieren — trotzdem hier in der Begradigung der Wasserläufe die äußersten Möglichkeiten versucht wurden —, nun, so flößte er wenigstens Scheitholz. An geeigneten Stellen staute er das Wasser auf, baute eine kleine Sperre, eine „Kluse“, öffnete sie, wenn sich genug Wasser angesammelt hatte. Es riß die bereitgelegten Scheiter mit sich fort, talab, bis zum nächsten Stauweiher. Von der Freiburger Flößerei im Kirchzartener Tal, die in den Tälchen die Wildwasser nutzte und diese in der Talsenke in einem Floßkanal zusammenfaßte, wissen wir aus Taglohnrechnungen, daß in wasserarmen Monaten Frauen

und Kinder mit Eimern Quellwasser sammeln und damit die Stauweiher auffüllen.

Doch dieses Scheitholzflößen lohnte nur in der Nähe der Städte. Mochten sie auch alle nicht eben groß sein — verhältnismäßig groß war doch ihr Verbrauch, da Haushalt und Gewerbe kein anderes Heizmaterial zur Verfügung stand als eben Holz.

Soweit Waldverwüstung überhaupt einen Sinn haben kann — die sinnvollste Waldräumung kann dem *Glasmacher* nachgerühmt werden. Sie war an nur eine Voraussetzung gebunden, an das Holz, die unmittelbare Nähe des Waldes. Denn, und das ist charakteristisch, zum Glasmachen wurde eine schier unabsehbare Menge Holz gebraucht. Vorsichtige Schätzungen nehmen an, daß der Glasmacher, wenn er Glas im Gewicht von einem Kilo herstellte, zwei Kubikmeter Holz benötigte. Von dieser ungeheuerlichen Holzmenge schickten die „Schürknechte“ allenfalls 5 Prozent in die Öfen, den Schmelzofen und die Kühlöfen, — die weiteren 95 Prozent verschlangen die Gewinnung und Aufbereitung der Pottasche, die neben Quarzsand den wichtigsten Rohstoff bildete — sie wurden also lediglich um der Asche willen verbrannt!

Nun war bei einer Glashütte immer nicht nur ein Meister am Werk, „Waldglas“ zu fertigen (und damit Holz zu benötigen) — die Struktur der Hütte bedingte eine Mehrzahl. Meist werkten zehn Meister gemeinsam; da und dort war der Glasofen für eine geringere Zahl von „Ständen“, Arbeitsplätzen, gebaut. Nie für nur einen Glasmacher!

Daß sie gemeinsam arbeiteten, trifft allerdings mit Einschränkungen zu. Gemeinsam bestritten die Glasmacher die Pacht, die Kosten des Holzes, das sie schlagen durften, das Fällen und den Transport, gemeinsam das Bedienen der Öfen. Die Fertigware, das Glas, vertrieb jeder selbständig; jeder schickte seinen Glasträger mit der Krätze auf die Reise.

Alle diese Meister und ihre Gehilfen gehörten mit ihren Familien zu einer Hütte. Sie waren zugleich Siedler und bildeten

zwangsläufig eine Art Dorfgemeinschaft. Wenn sie sich miteinander eines Waldstückes bemächtigten, entstand aus einer kleinen Waldlichtung bald ein umfangreiches Rodungsgebiet, aus dem sich die Familien wenigstens teilweise versorgten. Den Boden urbar zu machen, wird ihnen stets im Pachtvertrag befohlen.

Die Rodungstätigkeit entsprach zunächst völlig dem Wunsch der Herrschaften. Immer wieder trugen sie sich mit dem Plan, Siedlungsraum zu erschließen, Siedler herbeizuziehen. Bis sie dann plötzlich ihre Sorge wieder dem Wald zuwandten und der Glasmacher unwert wurde. Wahrscheinlich erklärt sich das Hin und Her einmal aus Modeerscheinungen, dann aber aus dem Steigen und Sinken der Holzpreise. Wurde das Holz teurer und damit der Wald wertvoller, so mochte sich die Verwaltung gern einreden, ein Walddistrikt, aus dem sich das Holz kaum herauschaffen ließ, sei doch recht wertvoll — nachdem der Glasmacher schlecht und recht einen Zugang gebahnt hatte. Und plötzlich erregte sie sich über die „Waldverwüstung“ und konstruierte Schwierigkeiten.

Über den oft jahrelang dauernden Verhandlungen, die dem Glasmacher die schwankenden Untergründe seiner Existenz klarmachten, ist manche Glashütte allmählich erloschen. Die tüchtigen Meister wanderten ab — die Neigung zum Abenteuer lag den Glasmachern ohnedies im Blut —, die zurückbleibenden zerrieben sich in Streitereien um Nichtigkeiten. Manche Hütte ging natürlich auch an der Unfähigkeit oder an der Gleichgültigkeit zweitrangiger Meister zugrunde.

Im allgemeinen kamen zwar die Waldeigentümer den Glasmachern in weitestem Maß entgegen. Die Pachtzinsen werden nieder angesetzt, die Holzpreise weit unter den üblichen gehalten, rückständige Zinsen meist erlassen, tüchtig scheinende Glasmacher werden als „Hüttenmeister“ eingesetzt, gelegentlich auch aus fremden Hütten herangezogen, Streitigkeiten zwischen dem Hüttenmeister und

den Glasmachern, den Glasmachern unter sich, den Meistern und ihren „Trabanten“ geschlichtet. Denn daß die Wohlfahrt der Hütte auch der Herrschaft nützte, erwies sich zahlenmäßig in den Rechnungsbüchern. Spürbar ist allerdings geradezu überall, daß die Einstellung nicht so sehr der errechenbare Gewinn bestimmte — gerade der Barocksouverän hatte an „seiner“ Glashütte eine besondere Freude, förderte sie und gab wohl oft selbst die Anregung zu der und jener ausgezeichneten Hüttenarbeit, die heute ein Schmuckstück unserer Vitrinen bildet.

Viele Anregungen wird natürlich der weitgereiste Händler heimgebracht haben. Der „Glasträger“ merkte sehr rasch, was in den Brennpunkten kulturellen Lebens gebraucht und gern gekauft wurde und sich, darüber hinaus, teuer verkaufen ließ. Er bestimmte schließlich ganz die Produktion; sich seinen Wünschen zu fügen, lag im eigensten Interesse der Männer am Glasofen. Und der in der Abgeschiedenheit ihre Höfe Schaffenden. Welche Rolle der „Träger“ für sie, etwa die Uhrenmacher, spielte, sei hier weiter nicht berührt.

Widerspruchsvoll ist die Stellung des Glasmachers in der Gemeinschaft. Er wird bevor-

zugt, bewundert und gehaßt. Stets bleibt ihm das Abhängigkeitsverhältnis erspart und Freizügigkeit zugestanden. Die Abgaben, die er leistet, unterscheiden sich deutlich von denen der „Untertanen“. Sein Recht freier Entschliebung tastet niemand an.

Die Bevölkerung bestaunt den geheimnisvollen Mann, der die Kunst beherrscht, aus Quarzsand das durchsichtige Glas zu schaffen und es zu zarten Gebilden zu formen. Weithin leuchten seine Feuer in die Nacht, Hintergrund mancher merkwürdigen Sage.

Im tiefsten jedoch neidet der Bauer dem fremden Mann sein Schicksal. Denn der genießt die Annehmlichkeiten einer halbbäuerlichen Wirtschaft ohne die Einschränkungen der vollbäuerlichen. Denn der lebt, wenn das Gewerbe blüht, gut und mit baren Gulden in der Tasche, während die karge Scholle den Bauer nie sorglos die Kraft entfalten läßt und oft die aufgewandte Mühe überhaupt nicht lohnt. —

Über den Glasmacher und all die übrigen Waldnutzer, Waldverderber und Waldverwüster ist die Zeit hinweggeschritten. In den „ewigen Wäldern“ erinnern an sie nur verstreute Spuren.



Bild 1 Beginn der Holzstapelung

Der letzte Kohlenmeiler im Südschwarzwald

Von Sepp Glatt, Freiburg

Mit Aufnahmen des Verfassers

„Schon mit fünf Jahren mußte ich mit meinem Vater hierher auf den Platz gehen, wo seit Jahrhunderten meine Vorfahren ihre Meiler aufrichteten. So lernte ich das Köhlerhandwerk in frühester Jugend kennen und lieben.“ Das erzählte Köhler Riesterer aus dem Münstertal, der letzte Köhler im Süd-

schwarzwald. An einem kleinen rauschenden Bach im Münstertal hat er seinen Arbeitsplatz. Dort brennen seine Meiler, und von dort geht das wertvolle Endprodukt, die Holzkohle, hinaus zur weiteren Verwendung in der deutschen Industrie. Früher brannten viele Meiler im Schwarzwald, sie sind er-

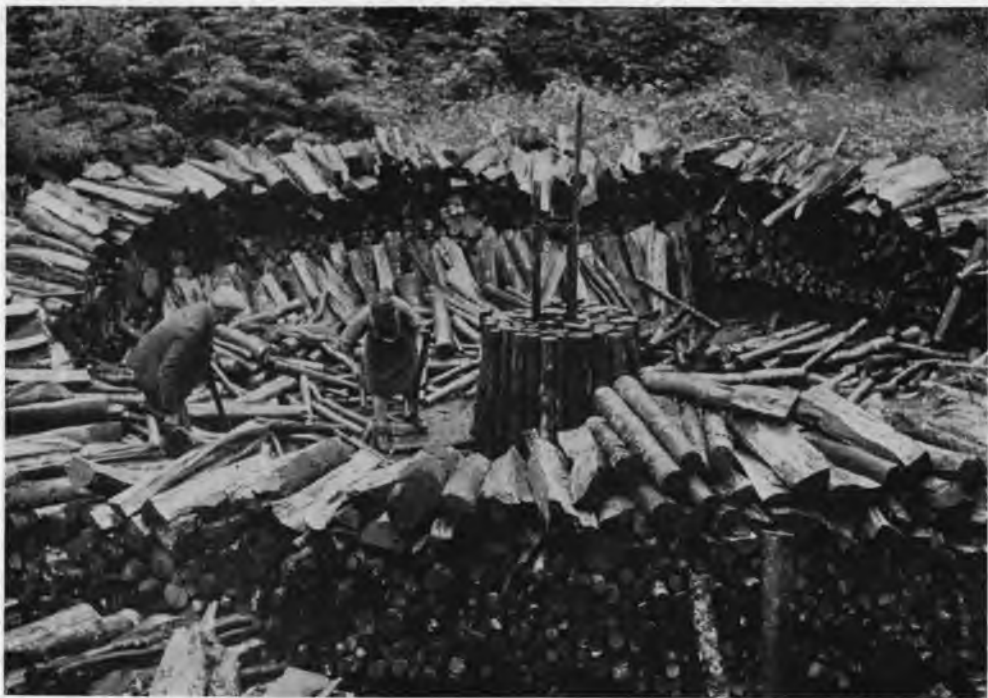


Bild 2 Aufschichtung um den Kern

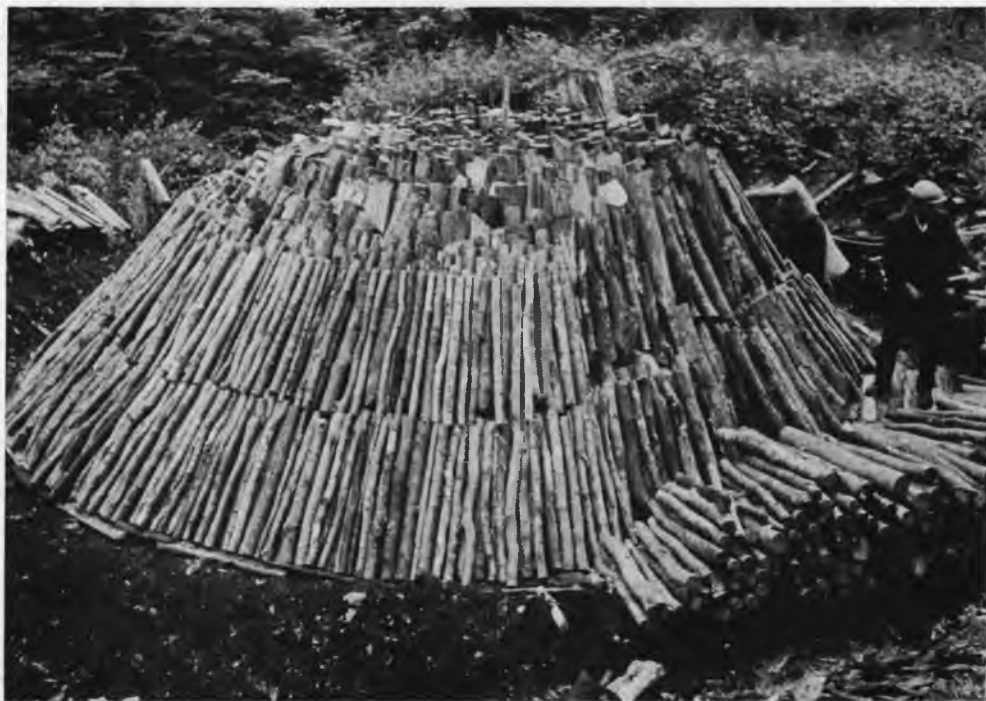


Bild 3 Der Meiler



Bild 4 Die Abrundung der Form

loschen durch den Fortschritt der Technik. Nur der „Köhler“, so nennt man Herrn Riesterer im ganzen Münstertal, ist dem alten Gewerbe treu geblieben. Das hat natürlich seinen Grund: Die Retortenholzkohle kommt der Meilerholzkohle bei weitem nicht gleich und letzterer wird deshalb der Vorzug in der Pharmazie und Elektrotechnik ge-

geben. Zwar ist das Verwendungsgebiet sehr eng umrissen, es genügt jedoch zur Erhaltung des Meilers im Münstertal und damit zur Sicherung des Lebensunterhaltes des Köhlers und seiner Familie.

Es ist keine leichte Arbeit, die der Köhler leisten muß. Im Winter ist er im Wald tätig. Da schlägt er das Holz und bereitet es auf.



Bild 5 Die Abdeckung mit Stroh

Überaus fleißig muß er arbeiten, denn zu einem Meiler benötigt er fünfzig Ster Holz. Bedenkt man dabei, daß er im Verlauf des Frühjahrs und des Sommers einige Meiler aufschichtet, dann kann man sich auch die Menge Holz vorstellen, die er schlagen und aufbereiten muß.

In einem großen Kreis liegt das Holz am Arbeitsplatz des Köhlers gestapelt. Drei Pfähle schlägt er zunächst inmitten des Platzes in den Boden, die durch eiserne Ringe einen bestimmten Abstand voneinander erhalten. Dann schichtet er den innersten Teil des Meilers auf (Bild 1). Seine Frau ist ihm dabei eine wertvolle Hilfe (Bild 2). Langsam wächst der Stapel zum Meiler (Bild 3), zu dessen Abrundung oben kleinere Holzstücke aufgelegt werden (Bild 4). Der geschichtete

Meiler wird mit Stroh zugedeckt (Bild 5) und dann mit Erde überworfen. Ein Steg rings um den Meiler ermöglicht dem Köhler die Kontrolle beim Brand (Bild 6). Ist der Meiler hergerichtet, wird er von oben in Brand gesetzt. Langsam brennt er dann von oben nach unten. Jetzt gibt es keine Ruhe mehr für den Köhler. Tag und Nacht muß er das Abbrennen des Meilers laufend kontrollieren, muß genau die jeweils herrschende Windrichtung und Windstärke feststellen und entsprechend kleine Zuglöcher in den Meiler stoßen, damit dieser nicht einseitig abbrennt. Feine Rauchschwaden ziehen aus den Zuglöchern heraus und zeigen an, daß der Meiler richtig brennt (Bild 6). Im Innern aber ist eine Hitze, ein Glimmen und Glosen, das aber nie zu einer offenen Flamme führen



Bild 6 Prüfung des Brandes vom Laufsteg aus

darf, denn sonst verbrennt das Holz zu Asche, anstatt zu Holzkohle zu werden.

So vergehen einige Tage, bis der Meiler heruntergebrannt ist und dann aufgemacht werden kann. Das ist eine heiße und rußige Arbeit. Die aufgeschüttete Erde wird vorsichtig an einer Stelle weggeschippt und mit einem Rechen die Holzkohle herausgezogen (Bild 7). Mit Wasser sprüht der Köhler jede aufkommende Flamme aus (Bild 8). Sodann deckt er die Anstichstelle wieder mit Sand ab und öffnet den Meiler an einer anderen

Stelle. So holt er rund um den Meiler die Holzkohle heraus, bis zuletzt nur noch ein Haufen Erde und Asche übrigbleibt. Das so gewonnene wertvolle Gut wird eingesackt und versendet. Den Platz aber räumt der Köhler sauber auf, schichtet die Erde, mit der er seinen Meiler abgedeckt hatte, zu einem Ringwall auf, und dann beginnt von neuem die Holzzufuhr für einen weiteren Meiler.

Ein Meiler raucht, ein uraltes Handwerk lebt, obgleich es nur noch ein Mann ausübt



Bild 7 Entfernung des Sandmantels zur Prüfung der Kohle

im Südschwarzwald. Aufgeschlossen gibt Köhler Riesterer jedem Wanderer, der vorbeizieht, Auskunft über seine „rußige“ Arbeit, über die Arbeit des „schwarzen Mannes“. Manches Scherzwort wechselt er mit seinen Mitbürgern aus dem Dorf, die an seinem Werkplatz vorbeikommen, und den

zur Schule gehenden Kindern gibt er immer ein freundliches Wort. Der letzte Köhler ist überall geachtet und beliebt. Seine Buben aber kommen schon hinaus zum Meiler, denn sie sollen einmal in des Vaters Fußstapfen treten, auf daß auch in Zukunft ein Meiler im Münstertal rauche.



Bild 8 Löschung jeder Flamme

Dem aufmerksamen Wanderer in seiner Heimat begegnet im Schwarzwald immer noch da und dort ein kreisrunder Platz, der oft mit seinem Namen Kohlplatz oder Koh-

lern oder Kohlreck oder Kohlerhof seine Herkunft zeigt und weithin Zeugnis ablegt von einem der ältesten Gewerbe, das jetzt am Verschwinden ist und einst so verbreitet war.

Schwarzwälder Uhrenhändler in aller Welt

Auszüge aus dem Totenbuch der Pfarrei Urach

Von Joseph L. Wohleb †, Freiburg

Die auffälligste Begleiterscheinung der Hochschwarzwälder Uhrmacherei ist die Weltweite der mit ihr befaßten Bevölkerung. An sich gehörten die Uhrenleute alle einer bäuerlichen Schicht an, gaben ihr Bauerntum nie ganz auf und blieben in der Heimat verwurzelt. Aber diese innige Verbundenheit mit der heimischen Scholle hinderte sie nicht, den Weg in die Welt zu suchen, mochte er gleich oft viel weiter und entbehrungsreicher sein, als es für ihr Auskommen wahrscheinlich nötig gewesen wäre.

Und die Zahl derer, die als Uhrenhändler und Uhrenmacher — was gewöhnlich dasselbe bedeutet — hinausgingen, muß sehr groß gewesen sein. Es verlohnte, sie nachzuprüfen! Als Quelle kommen vorwiegend die Kirchenbücher in Frage. Wie ergiebig ein einziger Band sein kann, zeigen die Auszüge, die der langjährige Pfarrherr in Urach, H. Läufer, jetzt Dekan in Wehr, fertigte und uns liebenswürdigerweise zur Veröffentlichung überließ.

Läufer stellte aus dem Totenbuch 1773 f. der Pfarrei Urach, die häufig nicht identifizierbaren Ortsnamen aus dem Original übernehmend, die Einträge zusammen, die den Tod eines Angehörigen der Pfarrei, der außerhalb der Heimat als Uhrenhändler oder Uhrenmacher gestorben war, beurkunden. Der Geistliche der Heimatpfarrei hatte eine derartige Nachricht aufgenommen, wenn sie ihm zuverlässig bekannt geworden war. Mancher Name, der hätte eingetragen werden müssen, wird fehlen, weil die Nachricht nicht in die Heimat kam und an die Stelle des Wissens um die Tatsache das Rätseln um ein Menschenschicksal trat.

Die regelmäßigen Einträge gehen bis 1842. Ein Einzeleintrag schließt 1857 die Reihe. Warum sie nicht weitergeführt wurde, ist nicht ersichtlich. Urach war die Pfarrei für die beiden Täler Urach und Schollach — letzteres wurde erst 1909 selbständige Pfarrei —, so daß die Beurkundungen der Sterbefälle von Schollachern am richtigen Ort stehen. Dagegen gehörte Bubenbach, das in den Auszügen gleich-

falls genannt wird, bis 1816 kirchlich zu Bräunlingen. Eigene Standesbücher wurden von 1790 an geführt. Wenn Bubenbacher im Uracher Totenbuch stehen, so wohl deshalb, weil man von Bubenbach nicht nach Bräunlingen in die Kirche ging, sondern nach dem nähern Urach, das ohnedies durch seine geschichtliche Entwicklung einen Mittelpunkt darstellte, und sich folgedessen dorthin gehörig fühlen mochte.

Das Tal Urach spielte auch in der Uhrmacherei eine besondere Rolle, vorab in deren Blütezeit. Noch stehen die typischen Uhrmacherhäuser mit den langen Fensterreihen und den großen lichten Stuben dahinter. Hier arbeiteten einstens die Gesellen, oft ein Dutzend und mehr. Hier entstanden die zahllosen Schwarzwälderuhren, die in der ganzen Welt verkauft und gern gekauft wurden. Alle diese Häuser stammen in ihrer gegenwärtigen Form aus der Blütezeit der Uhrmacherei.

An ihnen vorbei fuhren die Männer hinauf zur „Kalten Herberge“. Jeder kam, der den Weg wieder ins Land heimgefunden hatte. Man hielt Zusammenkünfte, tauschte seine Erfahrungen aus, ließ sich wohl auch vorzeigen, was die Meister daheim ersonnen hatten.

Nachgenannte Männer aus Urach und Schollach erreichte der Tod auf ihren Handelswegen:

- 1773 Martin Beermann von Schollach, verheiratet mit Gertrud Faller, 34 Jahre alt, in Köln (die Beermann sind eine bekannte Uhrmacherfamilie);
- 1774 Josef Scherer aus Bubenbach, unverheiratet, Uhrenhändler, 30 Jahre alt, in Portugal;
- 1775 Anton Weisser von Schollach, verheiratet mit Gertrud Fehrenbach, Uhrenhändler, 40 Jahre alt, in Paris;
- 1776 Josef Ketterer aus Urach, unverheiratet, 45 Jahre alt, Uhrmacher, in London;
- 1777 Anton Ketterer aus Urach, unverheiratet, Uhrenhändler, 24 Jahre alt, in Kostoniz;

- 1778 Johann Beermann von Schollach, unverheiratet, Uhrenhändler, 37 Jahre alt, in London;
- 1778 Johann Georg Steiert von Schollach, unverheiratet, 29 Jahre alt, in England;
- 1779 Thomas Andris aus Bubenbach, unverheiratet, 30 Jahre alt, in Krakau;
- 1782 Bernhard Jeggler, unverheiratet, ist irgendwo in der Welt verschollen, in die er vor dreißig Jahren als Uhrmacher hinauszog;
- 1782 Franz Ketterer von Urach, unverheiratet, Uhrenhändler, 32 Jahre alt, in Skaterrach in Frankreich;
- 1783 Lorenz Heizmann, unverheiratet, 75 Jahre alt, in Frommhofen bei Ravensburg;
- 1784 Franz Tritschler von Schollach, unverheiratet, 25 Jahre alt, in Doroy;
- 1784 Josef Langenbacher, unverheiratet, Uhrenhändler, 41 Jahre alt, in Paris;
- 1787 Andreas Rombach von Urach, unverheiratet, 21 Jahre alt, in Markgross Beskeret in Ungarn;
- 1788 Josef Ganter von Schollach, Uhrenhändler, 35 Jahre alt, in London;
- 1788 Michael Ganter von Schollach, Uhrenhändler, 37 Jahre alt, in Lemgo (Lippe);
- 1790 Josef Rombach, unverheiratet, Uhrmacher, 22 Jahre alt, in Sabassi in Transsilvanien;
- 1790 Martin Kleiser, unverheiratet, Uhrenhändler in Schluchten, 34 Jahre alt, in Frankfurt;
- 1791 Martin Dotter von Urach, unverheiratet, 30 Jahre alt, in Bari (Unteritalien);
- 1791 Georg Ruf von Urach, verheiratet mit Theresia Neumann von Paderborn, Uhrmacher, 37 Jahre alt, in Soest (Westfalen);
- 1791 Peter Dotter von Urach, Uhrenhändler, 34 Jahre alt, in Crotona (Cotrone?) in Kalabrien;
- 1792 Matthias Kuß von Urach, 26 Jahre alt, in Florenz;
- 1793 Josef Heini von Urach, 49 Jahre alt, nach glaubwürdiger Aussage in Lyon ermordet (Revolution!);
- 1793 Johann Georg Haberstroh von Urach, verheiratet, Uhrenhändler in Berlin, 35 Jahre alt, in Berlin;
- 1793 Josef Dotter von Urach, unverheiratet, Uhrenhändler, 29 Jahre alt, im Neapolitanischen;
- 1794 Thomas Bärman von Schollach, verheiratet mit Marianne Kleiser, 42 Jahre alt, in London;
- 1795 Friedrich Kleiser von Urach, unverheiratet, 30 Jahre alt, in Panormi;
- 1796 Bartholomäus Schweizer von Urach, verheiratet mit Maria Laubis, 62 Jahre alt, in Oos in der Markgrafschaft Baden;
- 1796 Johann Georg Willmann von Urach, unverheiratet, 32 Jahre alt, in Rostock;
- 1799 Nikolaus Kleiser von Schollach, 26 Jahre alt, in Newcastle (England);
- 1803 Martin Kleiser von Schollach, unverheiratet, 19 Jahre alt, in Vallesoleti (Spanien);
- 1805 Anton Kleiser, aus Langenordnach zugezogen, verheiratet, Uhrenhändler, in Baquerres de Lukon (Lucon, Vendée), Frankreich;
- 1806 Martin Merz von Urach, unverheiratet, Uhrenhändler, 42 Jahre alt, in Coesfeld (Westfalen);
- 1806 Josef Rombach von Schollach, unverheiratet, Uhrenhändler, 27 Jahre alt, im kaiserlichen Spital in Petersburg;
- 1807 Johannes Tritschler von Urach, unverheiratet, Uhrenhändler, in Marcuni in der Grafschaft Lancashire (England);
- 1807 Matthäus Kleiser von Urach, Uhrenhändler, 57 Jahre alt, in Tilgte in Westfalen;
- 1808 Dagobert Winderhalder, unverheiratet, Händler mit Heiligenbildern (mercator ikonum), in Hedenweiler;
- 1809 Jakobus Tritschler, von Schollach, Uhrenhändler, 42 Jahre alt, in Tondern (Nordschleswig);
- 1809 Lukas Fackler von Urach, Uhrenhändler in Amsterdam, 62 Jahre alt, in Amsterdam;
- 1809 starb in der Pfarrei Kul in dem Filialort Eservenca in Ungarn Matthis

- Schneider, Uhrhändler, noch ledig, gebürtig von Urach, 40 Jahre alt.
- 1810 starb zu Lemgo Nikolaus Birkle, Uhrhändler, Ehemann der Katharina Ganter aus Schollach, 38 Jahre alt. Zeuge ist u. a. des Verstorbenen Bruder Martin Birkle von Schwärzenbach als Handelskompagnon.
- 1810 starb zu Madrid Lorenz Tritschler, Ehemann der Agathe Kleiser, Uhrhändler, aus Schollach. Den Tod bezeugen seine Kameraden Georg Höfler und Michael Glänz aus Rotwasser, Uhrhändler.
- 1811 starb zu Rauris im Land Salzburg im Haus seines Bruders Josef Dorer der ledige Uhrhändler Georg Dorer von Urach, geboren 1788.
- 1812 starb zu Hamborn Josef Ruf, Ehemann der Gertrud Höfler, Uhrmacher aus Urach.
- 1813 Laut Totenschein, der von Matthä Kleiser, Uhrhändler von Schollach als Augenzeugen bestätigt ist, starb zu Hamburg der Uhrhändler Johann Hoch, geboren 1759 als Sohn des Sebastian Hoch.
- 1813 starb zu Peine in Westfalen der ledige Uhrhändler Nikolaus Rombach, geboren zu Neukirch 1788, wohnhaft in Urach.
- 1817 starb in London Basilius Faller, Sohn des Uhrhändlers Jakob Faller und der Brigitte Schwörer, von Schollach.
- 1817 starb in Lyon Nikolaus Winterhalter, lediger Uhrhändler von Schollach, 24 Jahre alt.
- 1827 starb zu Dortford in England Nikolaus Eschle von Urach, 28 Jahre alt.
- 1831 starb in London Georg Faller, Uhrmacher von Urach, 28 Jahre alt.
- 1835 starb zu Petersburg Johann Willmann, Sohn des Matthä Willmann, Bauer auf dem Fahlenbach, im Alter von 24 Jahren.
- 1837 starb zu Waren (Mecklenburg) Martin Blessing, Uhrhändler von Urach, im Alter von 61 Jahren.
- 1837 starb zu Temeswarin Ungarn Josef Pfaff, im Alter von 33 Jahren.
- 1838 starb zu Mannheim der ledige Uhrmachergehilfe Josef Ketterer von Urach, 34 Jahre alt.
- 1841 starb zu Belfast in Irland Basilius Dotter, Uhrhändler, Sohn des Löwenwirts Andreas Dotter und der Genovefa Tritschler, 36 Jahre alt. Zeugen: Raymund Kirner, Uhrhändler in Belfast, Markus Dotter, Uhrhändler, wohnhaft in Nurin, Irland.
- 1842 starb zu London der ledige Uhrhändler Theodor Zumkeller von Urach, 29 Jahre alt.
- 1857 starb an Nervenfieber, 24 Jahre alt, Peter Heizmann, Uhrmachergehilfe aus dem Schwarzwald, unverheiratet, derzeit in Zittau.



*Martin Kirner,
geb. 1758 in Schollach, Sohn des Matthias Kirner,
des Gründers der Ges. Kirner u. Cie.*

Die Pfälzerträger in Freiburg durch drei Jahrhunderte

Von Max Weber, Rastatt

Wenn die Glasträger im 17. Jahrhundert die Produkte der zahlreichen Hütten mühsam in Rückenkörben (Krätzen) in die Ferne trugen, so war auf dem Weg zur Pfalz und ins Elsaß die erste naturgegebene Station unsere Breisgaustadt Freiburg. Mancher dieser Krätzenmänner mag wohl schon hier, wie sie es in allen größeren Städten taten, auf dem Krämermarkt seine Ware feilgeboten haben. Andere zogen weiter nach Lahr und Offenburg, Rastatt und Baden-Baden, Karlsruhe und Bruchsal, nach Mannheim, Heidelberg und Weinheim, aber auch nach Landau, Neustadt a. d. Hardt und Weißenburg. Und westwärts wurden u. a. die Städte Colmar, Schlettstadt, Mülhausen, Thann, Altkirch, und Basel oder

Straßburg, Zabern, Buchweiler, Molsheim, Hagenau und Saarbrücken besucht. Entsprechende Wanderwege führten ostwärts etwa nach Stuttgart, Kirchheim, Eßlingen oder ans Schwäbische Meer und in die Schweiz.

Natürlich trafen die Glashändler, die mehr oder minder eng an die einzelnen Hütten angeschlossen waren, gegenseitige Vereinbarungen, vor allem über ihre Absatzgebiete. Auch anderweitige Absprachen fanden statt und führten schließlich zu einer umfassenden Genossenschaft, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts deutlicher erkennbar wird. Genaue Einzelheiten über diese wirtschaftsgeschichtlich interessante Bildung dürfen wir nicht erwarten, da die Mehrzahl der Mitglieder nicht



Neubau des Gesellschaftshauses Spiegelhalter, Kirner u. Cie. am Bertholdsbrunnen in Freiburg

lesen und schreiben konnte, so daß wohl nie viel Schriftliches über diese Frühzeit des Schwarzwälder Glashandels bestand.

Der angedeutete weite Raum mit seinen sehr unterschiedlichen Herrschaftsgebieten ließ es schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts geraten erscheinen, diese „große Kompagnie“ in regionale Einzelgesellschaften aufzulösen. Und so entstanden die Pfälzerträger, die Elsaßträger, die Württemberger Kompagnie, die Schwabenländergesellschaft und die verschiedenen Schweizer Gründungen¹⁾.

Die Glasträger des Freiburger Gebiets schlossen sich der Pfälzer Gruppe²⁾ an, die gleich den übrigen Kompagnien etliche Niederlassungen in andern „Ländern“ besaß. So gehörte Endingen und Offenburg zu Vorderösterreich, Lahr zur Herrschaft Geroldseck, Bruchsal zum Bistum Speyer und das ferne Darmstadt war hessisch³⁾. Sogar der Mittel-

punkt der Kompagnie lag in vorderösterreichischem Gebiet: das Städtchen Triberg, wo die Gesellschaft ihren Hauptstapelplatz im Gasthaus zum „Adler“ besaß und wo der Einkäufer der Kompagnie, der eine leitende Stellung einnahm, seinen Sitz hatte, obwohl gerade der älteste, den wir kennen, Martin Laubis, aus Falkau stammte. Der vielseitigen Gewerbetätigkeit in der Triberger Gegend mag es zuzuschreiben sein, daß die „Pfälzerträger“ im Gegensatz zu den meisten andern Kompagnien schon frühzeitig neben den Glaswaren auch andere Haushaltungsgegenstände führten wie Löffel aus Holz und Blech, aber auch Uhren und Strohhüte. Noch im 18. Jahrhundert wurden die Warenlager zu offenen Verkaufsläden erweitert. Damit war es möglich, weitere Warengruppen aufzunehmen wie etwa Steingut⁴⁾ und Stahlwaren, die selbstverständlich aus anderen Gegenden bezogen werden mußten. Für die Weinbaugebiete gerade der Pfälzerträger spielten die Holzkübel eine wichtige Rolle.

Trotz der großen Verluste der Napoleonischen Wirren ging es mit den Kompagnien so aufwärts, daß mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in den meisten Städten eigene Häuser erworben werden konnten an Stelle der gemieteten Lokale.

Freiburg folgte 1838 mit dem Haus Kaiserstraße 67 (später Nr. 189), in welchem sich zuvor die Eisenhandlung Kupferschmied befand. Das mag ein Grund dafür gewesen sein, daß gerade auf dem „Platz“ Freiburg der Handel mit Eisenwaren von nun an eine besonders große Rolle spielte. Ebenso bemühte sich das Freiburger Geschäft eifrig um die Einführung des in Karlsruhe hergestellten Christofle-Silbers, dem die Teilhaber Augustin Sigwart und Josef Ketterer den Zugang in den Hotels im Breisgau und im Schwarzwald erschlossen. Nach der Jahrhundertmitte erlangte das Porzellan besondere Bedeutung.

Wie das Freiburger Geschäft so waren auch die meisten andern Niederlassungen aufge-

blüht. 1870 war die Gesellschaft so kapitalkräftig, daß sie sogar die Glasfabrik in Gaggenau erwerben konnte. Gesellschafter betrieben sie bis 1904.

Von besonderem Reiz ist die innere Verfassung der Trägerkompagnien, die sich alle in ihren Grundzügen sehr ähnlich waren. Voran steht hier die seltsame Bestimmung, daß die Teilhaber ihre Familien nicht auf den ihnen zugewiesenen „Platz“, der manchmal alle paar Jahre wechselte, mitnehmen durften. Frau und Kinder blieben auf dem Schwarzwald. Erst wenn der Mann sich zur Ruhe setzte und Sohn oder Schwiegersohn seine Stelle einnahm, was bisweilen auffallend früh geschah, wohnte auch er bei seiner Familie. Bis dahin kehrte er nur — etwa dem Seemann vergleichbar — einige Wochen im Jahr zu den Seinen zurück. Vor allem geschah dies häufig im Anschluß an die Jahresversammlung, die seit 1853 im „Adler“ in Lenzkirch⁵⁾ stattfand, da die meisten Teilhaber in diesem Gebiet des Hochschwarzwaldes ihren Wohnsitz hatten. Die Verlegung war möglich geworden, da man in diesen Jahren von dem System des zentralen Einkaufs abging und den Einzelgeschäften den nötigen weiteren Spielraum einräumte. Aus den ursprünglichen Glasläden waren längst stark differenzierte Haushaltungsgeschäfte geworden.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts verlangte ein badisches Gesetz, anstelle der Bezeichnung „Pfälzische Glashändler-Gesellschaft“ für jede Niederlassung einen eigenen Namen einzuführen. So wählte man jeweils einen Doppelnamen, und zwar einheitlich „Kirner“ — die Kirner von Oberbränd galten als die Gründer der Gesellschaft⁶⁾ — neben dem Namen des Geschäftlers, der als Obmann der Kompagnie auf dem betreffenden Platz das Geschäft leitete. Das war in Freiburg ein Spiegelhalder aus Altglashütten, und so kam das Freiburger Geschäft zu seinem Namen „Kirner, Spiegelhalder und Compagnie“⁷⁾. Die Teilhaber auf den Plätzen wechselten⁸⁾, der



Rudolf Brugger
geb. 1856 Saig, gest. 1900 Freiburg

Name der Firma ist durch beide Jahrhunderte der gleiche geblieben.

Erst im Jahr 1938 löste sich die Gesellschaft auf, nachdem zuvor schon einige „Plätze“ abgestoßen worden waren⁹⁾. Dieses Ende der alten Kompagnie bestand darin, daß jeder „Platz“ von einem oder zwei Gesellschaftern zu eigen übernommen wurde. So kam Freiburg an Arthur Steiner und seinen Schwiegersohn Josef Fakler (gest. 16. 7. 1958). Herr Steiner war schon seit 1900 im Freiburger Geschäft und wirkt heute noch dort als 91jähriger auf seinem Posten in den neu erstandenen Verkaufsräumen wie hinter seiner Buchführung. Dazu kam Wilhelm Meyer (gest. 29. 12. 1938), bis dahin von Mannheim aus der führende Kopf der Gesellschaft, zuvor Leiter der Glasfabrik Gaggenau (1890–1904), an dessen Stelle alsbald sein Schwiegersohn treten mußte. Dieser, Herr Alexander Noë, hat zusammen mit seiner Frau und den genannten Herren mit zäher Tatkraft und zeitgemäßer Umsicht das Geschäft aus den Trümmern der Bombennacht vom 27. November 1944 zur heutigen Größe und Bedeutung geführt. Der alten Überliefe-



Wilhelm Meyer, geb. 29. 9. 1861 Lenzkirch, gest. 29. 12. 1938 Freiburg. Leiter der Glasfabrik Gaggenau 1890—1904

rung folgend, blieb auch am neuen Platz, Kaiser-Josef-Straße 216, und trotz der veränderten Rechtsreform der alte Name erhalten.

Neben der wirtschaftlichen Bedeutung der Pfälzerträger, für Freiburg und die übrigen Städte sowohl wie für den Schwarzwald, steht die soziologische Wirkung, die sie auslösten. Man könnte diese Schwarzwälder Handelsgesellschaften als eines der Fermente bezeichnen, die in den letzten zwei Jahrhunderten die Umgestaltung unseres badischen Volkskörpers bewirkten. In meiner „Bevölkerungsgeschichte“¹⁰⁾ konnte ich nachweisen, wie die Einwohnerschaft des ehemaligen Amtes Lenzkirch¹¹⁾ seit 1800 nahezu 100prozentig ausgewechselt wurde¹²⁾. Als eine der wesentlichsten Ursachen zeigten sich dabei die Handelsgesellschaften, die Walter Tritscheller mit Recht die „Lenzkircher Handelsgesellschaften“ nennt, da sich ihre Mitglieder hauptsächlich

aus diesem Raum rekrutierten und ebenso die Jahresversammlungen der meisten eingangs genannten Kompagnien in Lenzkirch stattfanden.

Wohl hielt die erwähnte Bestimmung über das Verbleiben der Familien auf dem Schwarzwald lange Zeit wenigstens einen Teil der betr. Sippen in der alten Heimat zurück. Als aber diese Vorschrift aufgegeben wurde¹³⁾ — für die Pfälzer nach harten Kämpfen Anfang der 1870er Jahre¹⁴⁾ — gab es kein Halten mehr. Die Verstärkung dieser ganzen Kreise, die fast alle untereinander versippt waren, wurde so vollständig, daß heute von Sippen (nicht nur von den Familien!) der alten Gesellschäftler kaum noch eine Spur auf dem Schwarzwald zu finden ist¹⁵⁾.

Es würde weit über diesen Rahmen hinausführen, diese Tatsache an Hand der Geschlechterfolgen im einzelnen nachzuweisen. Es kann hier ebenso nur angedeutet werden, daß die industriellen Unternehmen, die aus diesen kapitalkräftigen Gesellschaften hervorgingen, wie etwa die Draht- und Schraubenfabrik in Falkau und die Lenzkircher Uhrenfabrik, den Prozeß der Entvölkerung des Schwarzwaldes gleichfalls förderten, indem sie für die Bauernsöhne der Gegend bis hinab zum Hotzenwald zum Sprungbrett in die Welt wurden, von dem aus dann meist schon die folgende Generation in den großen Sog der Industriebevölkerung geriet.

Wenn Freiburgs Umgebung, etwa das Kapplertal, noch in diesem Jahrhundert einige Bauernsöhne in die leeren Stellen des Hochschwarzwaldes schickte, oder wenn einzelne der Weggezogenen ihr Ahnhaus als Feriensitz beibehalten haben, so bleibt diese kleine Gegengabe bedeutungslos gegenüber dem beachtlichen Anteil an Schwarzwälder Blut, das direkt und indirekt durch die Glasträgerkompagnien in den Freiburger Volkskörper einströmte. Die heute in alten Schwarzwälder Händen neu aufblühende Firma Spiegelhalder,

Kirner u. Cie. mag als Symbol gelten für diese wirtschaftlich wie soziologisch eigenartige Entwicklung.

Anmerkungen

¹⁾ Vergl. Gothein, Eberhard: „Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes“, Straßburg 1892, S. 845 ff.

Tritscheller, Walter: „Die Lenzkircher Handelsgesellschaften.“ Tübingen 1922.

²⁾ Fischer, Ernst: „Gründung und Geschichte der Pfälzer Gesellschaft Kirner u. Cie. in Lenzkirch.“ Freiburg 1901.

³⁾ Pfälzisch dagegen waren bekanntlich Heidelberg, Mannheim, Weinheim.

⁴⁾ 1803 erhielt die Gesellschaft das Alleinverkaufsrecht für die Produkte der markgräflichen Steingutfabrik Rotenfels bei Gaggenau (Erlaß des Kurfürsten Karl Friedrich von Baden).

⁵⁾ Außer in Triberg hatte zuvor die Generalversammlung wenige Jahre im „Adler“ in Hinterzarten stattgefunden.

⁶⁾ Die sehr interessante Chronik der Familie Kirner hat Luzian Reich 1855 in seinen „Wanderblüten“ veröffentlicht.

⁷⁾ Entsprechend lauteten die Firmennamen in Lahr und Offenburg Kirner, Ketterer u. Cie., in Rastatt Kirner, Meyer u. Cie., in Baden-Baden nur Kirner u. Cie., in Karlsruhe Villinger, Kirner u. Cie., in Bruchsal Beckert, Kirner u. Cie., in Heidelberg Kirner, Willman u. Cie., in Mannheim Kirner, Kammerer u. Cie., in Weinheim Kirner, Brugger u. Cie., in Speyer Kirner, Schmitt u. Cie., in Landau Kirner, Meyer u. Cie., in Neustadt Kirner, Steiner u. Cie., in Weißenburg Kirner, Meyer u. Cie.

⁸⁾ In Freiburg weisen die Protokolle folg. Teilnehmer aus: Mathä Willmann aus Altglashütten 1845, 1850, Bonifaz Eisele aus Altglashütten 1845, 1850, Augustin Sigwart ebd. 1845 bis 1870, Demeter Krotz aus Falkau 1845, Josef Ketterer aus Lenzkirch 1845, 1860—1880, Konrad Beckert aus Kappel 1850, Gallus Löffler aus Kappel 1850, 1855, Dominik und Franz Villinger aus Löffingen 1855, 1860 bzw. bis 1865, Ferdinand Brugger aus Saig 1860, Andreas Ketterer aus Lenzkirch 1860, Heinrich Ludwig Steiner aus Lenzkirch 1865, Ernst Fischer aus Lenzkirch 1865, 1870, Amandus Vogt aus Altglashütten 1870—1900, Johann Baptist Hilpert aus Falkau 1880, Engelbert Villinger aus Löffingen 1890, Rudolf Brugger aus Saig 1890, 1900, Arthur Steiner 1900 bis heute.

Die meisten dieser Männer finden sich mit ihren Vorfahren und Nachkommen in der „Bevölkerungsgeschichte“ (Siehe unten Anm. 10).

⁹⁾ Die Fortsetzung zu Ernst Fischers Chronik (Anm. 2) bis zur Auflösung schrieb sein Sohn Bruno Fischer in Rastatt. Sie ist leider ungedruckt geblieben.

¹⁰⁾ Max Weber: „Bevölkerungsgeschichte im Hochschwarzwald, Quellen und Forschungen aus dem Raum von Lenzkirch.“ Freiburg 1953.



*Frau Ida Meyer geb. Vogt, geb. 28.10.1864
Lenzkirch, gest. 15.12.1944 Freiburg*

¹¹⁾ Wegen „Amt Lenzkirch“ vergl. Max Weber, „Urbar des Amtes Lenzkirch“ vom Jahr 1745 in „Mein Heimatland“ 1938 S. 75 ff.

¹²⁾ Die auffallende Feststellung, daß nur 3 Familien in normaler Mannesfolge sich seit 1813 bis zur Gegenwart in Lenzkirch erhalten haben, gab den Anlaß zur Untersuchung der „Bevölkerungsgeschichte“, um so die Fragen nach dem Wohin der Alten und dem Woher der Neuen beantworten zu können.

¹³⁾ Zuerst fiel diese Bestimmung bei den Schweizer Gesellschaften (Vergl. z. B. die Sippe Theodor Meyer in Bern in „Bevölkerungsgeschichte“), Mitte des Jahrhunderts bei der Württemberger Kompagnie. Die Elsaßträger hoben das Verbot 1874 auf.

Vergl. das lebensstreuende Bild dieser Gesellschaften in Peter Stühlsens Romantrilogie „Aus Schwarzen Wäldern“, „Eltern und Kinder“, „Das Erbe“. Stühlsens Mutter stammt selbst aus einer Elsaßträgerfamilie.

¹⁴⁾ 1865 hatte die Generalversammlung versucht, die alte Bestimmung mit Gewalt aufrechtzuerhalten, und zwang einige Familien, die bereits „illegal“ in die Städte gezogen waren, zur Rückkehr in die alte Gebirgsheimat.

¹⁵⁾ Max Weber: „Die historische Verwurzelung der Lenzkircher Bevölkerung“ in Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 1958.



Im Höllental, Paulcketurm und Hirschsprungfelsen. Erosionstal nach Westen phot. Schwarzweber